

Wie unterstützen Tiere unsere Kinder beim Erwachsenwerden? Warum sind Menschen mit Haustieren weniger gestresst? Wie stärkt der Kontakt mit ihnen unser Immunsystem? Solche und viele weitere Fragen beantworten Dr. Rainer Wohlfarth und Bettina Mutschler mit einer unterhaltsamen und spannenden Mischung von zahlreichen Fakten und interessanten Fallgeschichten aus ihrer täglichen Arbeit. Die beiden Experten auf dem Gebiet der Mensch-Tier-Beziehung helfen uns, zu verstehen, wie enorm wichtig der Kontakt mit Hund, Katze & Co. für unsere Gesundheit ist und wie wir dieses Wissen für unser eigenes Leben verwenden können.

DR: RAINER WOHLFARTH, Jahrgang 1960, ist Psychologischer Psychotherapeut mit Schwerpunkt Verhaltenstherapie und Neuropsychologie. Nach mehreren Stationen im klinischen Bereich arbeitet er erfolgreich in eigener Praxis und leitet »Ani.Motion«, das Institut für tiergestützte Therapie in Sasbachwalden. Er befasst sich seit 2006 intensiv mit tiergestützten Interventionen, hat zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten zu diesem Thema publiziert und ist heute einer der führenden Vertreter auf diesem Feld. Außerdem ist er Präsident der »European Society of Animal-Assisted Therapy« (ESAAT) und Vizepräsident der »International Society of Animal-Assisted Therapy« (ISAAT).

BETTINA MUTSCHLER, geboren 1968, ist Spezialistin für tiergestützte Therapie. Als Coach setzt sie Hund und Esel in ihrer täglichen Arbeit mit ihren Klienten ein. Neben ihrer Tätigkeit als Referentin bei »Ani.Motion« leitet sie eine eigene Schule zur bindungsgeleiteten Hundeerziehung. Außerdem gibt sie deutschlandweit Seminare und bildet Therapiebegleithunde-Teams aus. Sie gilt als einer der innovativsten Köpfe zum Thema Bindung zwischen Mensch und Tier im deutschsprachigen Raum und ist Autorin von zahlreichen Fachbüchern und wissenschaftlichen Artikeln.

Dr. Rainer Wohlfarth
Bettina Mutschler

WIE TIERE UNS GESUND MACHEN

Über die Heilkraft der Tiere

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2022

Copyright © 2020 by Rainer Wohlfarth

Copyright © 2020 by Bettina Mutschler

Copyright © 2020 by btb Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch

die Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Shutterstock/ Erik Lam; Eric Isselee

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

JT · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77241-4

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Allen unseren Tieren, die uns inspiriert haben.

*Was ihr uns beigebracht habt,
wird uns ein Leben lang begleiten.*

Inhalt

Ein etwas anderes Vorwort 9

1 Vorneweg: Ein wenig Geschichte 17

Wie Tier und Mensch zueinanderfanden 18

2 Entwicklungshelfer auf vier Pfoten 41

Von draußen nach drinnen 42 • Das Web of Life 43

Warum Natur für Kinder so wichtig ist 44 • Tiere als

Bindungspartner 48 • Tierische Kameradschaft 53

Bedingungslose Akzeptanz 55 • Tierische Tröster 56

Tiere fördern Empathie 57 • Mit Tieren lernen 62

Tierische Vorbilder 64 • Wissenschaftlich abgesichert 66

Kinder sind biophil 67 • Zu wenig Natur macht krank 68

Aber sind Tiere nicht auch gefährlich? 71 • Und jetzt

sofort ein Tier anschaffen? 74

3 Mit Tier(en) lebt es sich gesünder 77

Ein gesundes Herz durch unsere besten Freunde 78

Natur, Biophilie und das Wohlfühlen 91 • Die Macht der

Hormone 131 • Tiere helfen, Arztkosten zu sparen 133

Hund, Pferd oder Katze? 134 • Tiere im Alter – geht das? 138

Die Nebenwirkungen 143

4 Hunde als Lebenshelfer 155

5 Tiere und Therapie 163

Tiere als Therapeutikum – die Wurzeln 164 • Was können Hund und Esel, was der Doktor nicht kann? 171 • Tierisch gute Therapie 229

6 Lebensretter Delfine? 245

New Age 247 • Delfin-assistierte Therapie 249 • Mögliche Erklärungen 250 • Und was sagt die Wissenschaft? 254
Die Schattenseiten 256

7 Bauernhoftiere öffnen Welten 259

Störrische Esel machen munter 260 • Rendezvous mit Minischweinen 264 • Mit Schafen Teil der Herde sein 267
Zickige Ziegen setzen Grenzen 268 • Mit Hühnern Geduld üben 270 • Die Seelenruhe der Kühe 272

8 Voraussetzungen für eine tierisch gute Therapie 275

Tiere vollbringen keine Wunder 277 • Die sieben Schlüssel für eine heilsame Wirkung 278 • Kein Einsatz von Wildtieren! 283 • Frühe Sozialisation 286 • Tiere aus dem Tierschutz – oder lieber nicht? 287 • Die richtige Ausbildung 288

Ein etwas anderes Schlusswort 291

Auf ein Wort 295

Danksagung 297

Wichtige Informationsquellen 301

Anmerkungen und Quellenverzeichnis 303

Ein etwas anderes Vorwort

Während Rainers Psychologiestudium, also Mitte der 1980er-Jahre, waren Tiere lediglich als Versuchsobjekte interessant. Er erfuhr anhand von Tierversuchen, wie der Mensch lernt oder sich psychische Erkrankungen entwickeln. Er lernte aber kaum etwas über die Beziehung zwischen Mensch und Tier, und wie diese die menschliche Evolutionsgeschichte, unser Denken und Fühlen oder unser psychisches Gleichgewicht beeinflusst.

An einem sonnigen Nachmittag vor ein paar Jahren saßen wir dann beim Kaffee und überlegten im Spaß, wie wir Ayla, unsere junge Schafpudelhündin, sinnvoll beschäftigen könnten: Toilettenpapier bringen, Waschmaschine ausräumen, Zeitung holen, das Telefon bringen... Wir wischten uns bald die Tränen ab, die uns bei all den schrägen Ideen vor Lachen gekommen waren. Uns war natürlich klar: Wir brauchten etwas anderes. Etwas richtig Sinnvolles wollte uns aber zunächst nicht einfallen.

Ein paar Wochen später waren wir zur Geburtstagsfeier eines guten Freundes eingeladen. Doch statt fröhlicher Lieder und Partystimmung herrschte betretenes Schweigen – zwei Tage zuvor war er von seiner Ehefrau vor die Tür gesetzt worden. Da saß er nun mit gesenktem Kopf, eingefallenen Augen und traurigem Blick – die Gespräche flossen zäh dahin, die Geburtstagstorte schmeckte schal. Doch mit einem Mal hellte sich sein Blick auf, und der Anflug eines Lächelns huschte über sein Gesicht: Ayla

hatte ihren Kopf auf seine Knie gelegt, und er streichelte sie sanft. Das hatten wir noch nie beobachtet. Ayla war ein sehr zurückhaltender Hund, was den Kontakt zu Menschen anging, selbst uns beschenkte sie nur selten mit intensivem Kuscheln. Und nun das. Ganz intuitiv schien sie zu spüren, was für unseren Freund in seiner Situation sinnvoll und wichtig war: in den Arm genommen werden. Damals wussten wir noch nichts von »Biophilie«, »Oxytocin« oder »Du-Evidenz«. Wir sahen nur, wie Ayla ganz von sich aus das Richtige tat – und in genau diesem Augenblick wussten wir, wie wir Ayla sinnvoll beschäftigen könnten.

Unsere Neugier war geweckt, die wichtigste unserer menschlichen Eigenschaften. Wir wollten mehr darüber wissen, was Hunde und Menschen verbindet, und unser Wissensdurst wurde bald unersättlich. Und so luden wir nach und nach kluge Leute in unser Wohnzimmer ein, die uns die Welt tiergestützter Interventionen näherbringen sollten. Es fand sich rasch eine kleine Schar von Interessierten, die mit uns in diese neue Welt eintauchten. Dann geschah etwas, womit wir nie gerechnet hatten: Beinahe unablässig klingelte das Telefon, völlig Unbekannte waren erpicht darauf, an unseren »Wohnzimmer-Fortbildungen« teilzunehmen, doch unsere Wohnung war dem Ansturm bald nicht mehr gewachsen. So entstand das Freiburger Institut für tiergestützte Therapie, das bald durch ein eigenes Trainingsgelände und ein kleines Seminarzentrum erweitert wurde.

...

Mit der Zeit sammelten wir unsere eigenen Erfahrungen. Bettina im täglichen Umgang mit Hunden und seit einigen Jahren mit Eseln, Rainer hingegen interessierte sich für das wissenschaftliche Fundament der Mensch-Tier-Beziehung. Beide trugen wir mit den Jahren einen großen Erfahrungsschatz darüber

zusammen, wie man Tiere in Therapie und Coaching einsetzen kann. Zwischen uns ergab sich eine äußerst belebende Verbindung, die mehr ist als das Einzelne zweier Teile. Ähnlich der intensiven Zusammenarbeit zwischen Therapeut und Tier, die für den Klienten einen deutlichen Mehrwert besitzt, da er das Beste vom menschlichen Therapeuten und tierischen Co-Therapeuten bekommt. Bei uns treffen Wissenschaft und Intuition zusammen.

...

Wie muss die Mensch-Tier Beziehung gestaltet sein, dass wir Tiere ethisch vertretbar als Co-Therapeuten einsetzen dürfen?

Diese Frage ist inzwischen zu einem Lebensthema für uns geworden.

Jeder kennt die Delfintherapie, aber nur wenige wissen, dass auch Hund, Pferd oder Esel Ähnliches vollbringen und im Gegensatz zu Delfinen auch noch tiergerecht gehalten werden können. Es braucht kein spezielles Wissen, um das Potenzial dieses Ansatzes ermessen zu können. Man muss nur Kinder beobachten, die ihrem Haustier all ihre Nöte und Sorgen anvertrauen oder zuschauen, wie sie lernen, Verantwortung für andere zu übernehmen, wenn sie sich um ihr Haustier kümmern. Es gehört inzwischen beinahe zum Allgemeinwissen, dass unsere Beziehung zu Tieren uns nicht nur Freude bringt, sondern auch unsere Gesundheit fördert. Tiere scheinen uns auf intuitive Weise positiv zu beeinflussen. Diese faszinierende Wechselwirkung der Mensch-Tier-Beziehung beginnt die Wissenschaft erst allmählich zu verstehen. Dabei gibt es zwei seltsam auseinanderdriftende Haltungen: Zum einen tun viele Menschen die heilende Wirkung der Tiere als esoterischen Quatsch ab. Und auf der anderen Seite schreiben viele spirituelle Menschen den

Tieren einen besonderen siebten Sinn zu. Aus unserer Sicht stimmt das beides nicht. Die positive Wirkung von Tieren auf uns Menschen lässt sich sehr wohl wissenschaftlich beschreiben, und Tiere brauchen gar keinen siebten Sinn. Sie beeinflussen uns über ganz grundlegende neuronale, physiologische und hormonelle Prozesse, die sich in der langen gemeinsamen Evolution herausgebildet haben.

• • •

Eines Tages flatterte eine ungewöhnliche E-Mail in unser Postfach. Im Nordschwarzwald, genauer gesagt, in der Nähe des Luftkurortes Sasbachwalden, solle ein völlig neuartiger Tiergarten entstehen, und in diesen solle ein Seminar- und Therapiezentrum für tiergestützte Therapie integriert werden. Ob wir Interesse und Lust hätten, dort mitzuarbeiten? Hatten wir!

Wir vertrauten unserem Bauchgefühl, quitierten unsere Jobs und zogen nach Sasbachwalden um. Dort verwirklichen wir nun seit 2014 unseren großen Traum vom eigenen Seminar- und Therapiezentrum. Der Weg dorthin ist steiniger als gedacht – doch Aufgeben ist nicht unser Ding.

• • •

Ayla für ihren Teil durfte für eine Weile lang noch unseren neuen großen Garten in Sasbachwalden genießen und ist dort 2015 friedlich eingeschlafen. Heute tobt Thimba durch unser Leben, eine fröhliche Barbet-Hündin, die Menschen liebt und unsere therapeutische Arbeit enorm bereichert. Sie hat ein feines Gespür, wann genau unsere Klienten eine Streicheleinheit brauchen oder mal ein anderes Thema ansteht. Doch auch Thimba ist kein Allroundtalent, daher gehören zu unserem Team seit einiger Zeit auch Paco, Leo, Samu und Pepe – vier Eselwallache.

Durch sie lernen unsere Patienten, was uns Menschen manchmal fehlt: Charakter. Denn unsere Esel setzen achtsam Huf vor Huf. Kommt ihnen der Untergrund seltsam vor, dann bleiben sie stehen und denken nach – egal, wie lange es dauert. Sie finden ihre Lösung. Immer. Esel folgen dem Menschen nicht blindlings, jeder Esel entscheidet selbst, welchen Weg er gehen möchte. Sind seine Bedenken zu groß und warnt ihn seine Erfahrung, nimmt er einen anderen Weg. Die Teilnehmer unserer Seminare erfahren ganz nebenbei: Ein Esel flieht nicht einfach kopflos. Er rennt nicht der Masse hinterher. Er will anderen nicht gefallen. Er lässt sich nicht durch Karotten locken. Schon gar nicht kann er durch Ziehen, Schieben oder gar Prügel angetrieben werden. Vielmehr verlässt er sich einzig und allein auf seinen gesunden Eselverstand und gute Argumente. Es ist heilsam, wenn man durch diese Erfahrung den Esel in sich selbst entdeckt. Und wir wollen auch nicht vergessen, Lilly zu erwähnen. Die kleine, heimatlose Katze quartierte sich während eines Urlaubs in unserem Häuschen in Spanien bei uns ein und wollte trotz guten Zuredens nicht mehr gehen. Also nahmen wir sie als Azubine mit nach Deutschland.

Immer noch gehört die wohltuende Wirkung von Tieren nicht zum Allgemeinwissen, und die tiergestützte Therapie – wenn man nicht gerade über Delfine spricht – ist nahezu unbekannt. Viele schwarze Schafe – wobei wir den echten Schafen hier grob unrecht tun – tummeln sich auf diesem Markt. Sie versprechen Heilung, wo es keine Heilung geben kann, und, was wir besonders schlimm finden: Es wird wenig darauf geachtet, wie es den Tieren dabei geht.

Daher beschlossen wir, ein Buch zu schreiben, das weit über eine simple Wertschätzung der Mensch-Tier-Beziehung hinausgeht. Wir wollen zeigen, was es Mensch und Tier ermöglicht hat,

sich nahezukommen, und warum diese Nähe heilsam für Menschen sein kann. Außerdem werden wir immer wieder danach fragen, was das Tier für diese Aufgabe *von uns* braucht.

Das Buch, das Sie in Händen halten, befasst sich deshalb ausführlich mit den Zusammenhängen zwischen Tieren und unserer Gesundheit. Es zeigt auf, was Sie tun können, um in den Genuss der heilsamen Kraft der Tiere zu kommen. Wir beziehen dafür wissenschaftliche Erkenntnisse ein, beschreiben alltägliche Erfahrungen im Umgang mit Tieren und versuchen, mit Worten zu vermitteln, was eigentlich nur durch Intuition verstehbar ist. Wir liefern Ihnen sowohl konkrete Beispiele aus unserer täglichen Praxis als auch Geschichten von Menschen, denen Tiere viel Gutes getan haben, und erzählen von engagierten Kolleginnen und Kollegen, die unseren Weg begleiten.

Dazu skizzieren wir im **ersten Kapitel** erst einmal die Geschichte der Mensch-Tier-Beziehung und die Ursprünge der heilenden Wirkung von Tieren.

Im **zweiten Kapitel** werfen wir einen genaueren Blick auf den immensen Einfluss von Haustieren auf das Erwachsenwerden unserer Kinder und darauf, wie die Anwesenheit von Tieren die kindliche Entwicklung stärken kann.

Das **dritte Kapitel** ergründet, wie das genau funktioniert, dass Haustiere unsere Gesundheit fördern, und warum ein Tier im Haus manchmal besser wirkt als jede Medizin.

Das **vierte Kapitel** widmet sich einem Sonderfall unserer Haustiere – den Assistenzhunden. Assistenzhunde sind speziell ausgebildete Hunde, die meist chronisch kranke Menschen im Alltag unterstützen.

Kapitel fünf beschäftigt sich mit dem Thema Tiere als Co-Therapeuten. Wir beschreiben, warum Tiere extrem wirkungsvolle Begleiter in der therapeutischen Arbeit sein können. Und

wir fragen auch, bei welchen Krankheiten Tiere besonders gute Co-Therapeuten sein können und welche wissenschaftlichen Belege es hierfür gibt.

Im **Kapitel sechs** beleuchten wir, warum Delfine keine Lebensretter sind und sie vielmehr hinaus in die Weite des Meeres gehören.

Im Fokus des **siebten Kapitels** steht die Begegnung mit Bauernhoftieren und damit die Frage, warum wir uns von Kühen, Eseln, Ziegen oder Schafen therapieren lassen sollten.

Die Voraussetzungen für eine tierisch gute Therapie werden wir im **achten Kapitel** präzisieren. Wir werden Ihnen zeigen, welcher Voraussetzungen es bedarf, damit Tiere tiergerecht, präziser formuliert tierethisch vertretbar, in Therapien eingesetzt werden können.

Die meisten der Fallgeschichten in diesem Buch haben wir selbst erlebt, manche wurden uns von Teilnehmenden unserer Fortbildung berichtet, manche während unserer Recherchen erzählt – bei allen Geschichten wurden aber aus Datenschutzgründen Name, Alter und Beruf der handelnden Personen geändert.

...

Für uns ist klar: Tiere sind für ein gesundes Leben so essenziell wie saubere Luft oder gesunde Ernährung. Denn das Leben mit Tieren ist unser angestammter menschlicher Erfahrungsraum. Jede echte Begegnung mit Tieren berührt unsere Seele und hinterlässt eine Spur, die nie ganz verweht. So lässt sich ein stabiles Fundament bauen, das unser Leben stützt und bereichert und das sich in vielen Situationen für uns als heilsam erweisen kann.

Lassen Sie uns loslegen.

Als wir begannen, dieses Buch zu schreiben, wurde uns eines ganz schnell klar. Etwas, das wir am besten gleich hier, am Beginn des Buchs, ansprechen: Wir beschäftigen uns schon seit vielen Jahren mit der Beziehung zwischen Menschen und Tieren. In unserer täglichen Arbeit, aber auch in vielen Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen, mit Klienten, Freunden und Bekannten greifen wir auf viele interessante Aspekte dieses Hintergrundwissens zurück, die für die meisten unserer Gesprächspartner nichts Neues mehr sind.

Für dieses Buch aber können und wollen wir nicht einfach stillschweigend davon ausgehen, dass Ihnen dieses Hintergrundwissen bereits geläufig ist. Wir nehmen uns deshalb in diesem ersten Kapitel die Zeit und fassen Ihnen die wichtigsten Aspekte aus der langen Geschichte der Beziehung zwischen unseren menschlichen Vorfahren und verschiedenen Tieren zusammen, ohne die unsere späteren Einblicke in das Geheimnis der Heilkraft der Tiere nicht, oder besser: nur schwer verstanden werden können.

Und auch für den Fall, dass Sie sich bereits mit dem Thema beschäftigt haben sollten: Überspringen Sie dieses Kapitel nicht einfach. Vielleicht entdecken Sie unterwegs ja noch ein paar Dinge, die Sie bislang noch nicht wussten.

Wie Tier und Mensch zueinanderfanden

Wir Menschen gehen seit Jahrtausenden enge Beziehungen zu ganz unterschiedlichen Tieren ein. Das ist zunächst einmal keine besonders neue Erkenntnis. Auch der Gedanke, ein Tier – nicht nur einen Hund – als getreuen Freund und Vertrauten an der Seite haben zu wollen, ist schon viele Tausend Jahre alt. Auf eine rätselhafte Art und Weise scheinen diese Verbindungen seit jeher einen besonderen Einfluss auf Menschen auszuüben. Begeben wir uns also gemeinsam zu den Anfängen dieser einmaligen Beziehung.

Der Anfang dieser Beziehung liegt irgendwo in der Vor- und Frühgeschichte verborgen. Doch es ist sicher, dass unsere Begeisterung sowie die unauslöschlich damit verbundenen Empfindungen und Gefühle ein Schlüssel zu unserem Seelenleben und letztlich auch zu unserer Menschlichkeit sein können. Unsere Nähe zu Tieren beeinflusste unsere Evolution nämlich in einem Ausmaß, das wir heute erst zu verstehen beginnen. Die tiefe Beziehung zwischen Tieren und Menschen beruht darauf, dass wir – bei allen Unterschieden – ähnlich fühlen, ähnlich denken und uns auf ähnliche Weise ausdrücken.

Gemeinsame Wurzeln

Aber ganz von vorne: Alle Pflanzen, Tiere und auch wir Menschen stammen, wie die Molekularbiologie zeigt, von Einzellern ab. Diese Einzeller lebten vor rund 3,8 Milliarden Jahren. Ihr

Name: LUCA, eine Abkürzung für *last universal common ancestor*, die letzten gemeinsamen Vorfahren aller Lebewesen. Aus LUCA entwickelten sich wahrscheinlich alle heute existierenden Bakterien, Pilze, Pflanzen, Tiere und auch wir Menschen.¹ Jeder heute lebende Mensch könnte seine Vorfahren bis zu diesen primitiven Urtierchen zurückverfolgen, zumindest theoretisch. Wir wissen das, weil vor gut 170 Jahren der Evolutionsbiologe Charles Darwin unseren Wissensschatz um den gemeinsamen Ursprung, die fließenden Übergänge und die Verzweigungen allen Lebens erweiterte.

Doch anders als bei Bakterien, Pflanzen und Pilzen hat sich im Zweig der Tiere ein Nervensystem entwickelt, das zu komplexen Sinneswahrnehmungen, dem Empfinden von Lust und Schmerz und – ab einer bestimmten Entwicklungsstufe – auch zu Gefühlen wie Furcht, Freude, Trauer, Ekel und Ärger fähig ist. Diese Grundemotionen haben sich in der Wirbeltierevolution vor etwa 400 bis 600 Millionen Jahren herausgebildet.

Diese gemeinsamen Grundgefühle sind für die tief in uns verwurzelte Faszination für alles Lebendige verantwortlich, was besonders an urzeitlichen Höhlenmalereien sichtbar wird. Die Chauvet-Höhle im Süden Frankreichs wird von Fachleuten »Sixtinische Kapelle der Vorzeit« genannt: Auf einer 500 Meter langen Höhlenwand finden sich über 400 Gemälde von Tieren – Wildpferde, Büffel, Rhinocerosse, Löwen, Mammuts –, porträtiert in vollendeter Maltechnik. Auch die Höhlenmalereien in Lascaux, einer weiteren großen Höhle in Frankreich, zeigen Pferde, Hirsche, Bisons, Katzen, ein Wollnashorn, einen Vogel eine springende Kuh. Und daneben ein liegendes Strichmännchen – die einzige Menschendarstellung in Lascaux – mit Vogelkopf und erigiertem Glied, vor ihm ein Bison mit heraushängenden Eingeweiden und daneben ein Vogel auf einer Art Stange.

Und auf einem außergewöhnlich realistischen Felsengemälde im spanischen Altamira zeigt der unbekannte, längst verstorbene Künstler sogar Mitgefühl für das Tier: Ein bewegendes kleines Gemälde stellt ein verletztes Wisent dar, am Boden zusammengebrochen.

In diesen »primitiven« Bildern wurde meist nicht ein einzelnes Tier porträtiert. Die Mitlebewesen wurden, so der Stand der Forschung, symbolisch dargestellt, oft stellvertretend für die besonderen Kräfte der Natur. Bei den Steinzeitkünstlern dominierte, auffällig eindeutig, die Tierwelt. Unsere frühgeschichtlichen Vorfahren interessierten sich überraschend wenig für Zwischenmenschliches, wie Zeremonien, Triumphe oder Rituale. Selbst Pflanzen oder landschaftliche Darstellungen finden sich kaum, offensichtlich hatten die Urkünstler dafür kein Auge. Aber sie konnten – selbst nach heutigen Maßstäben – atemberaubend realistisch Tiere abbilden, lebendig, temperamentvoll, gefährlich und bunt. Diese Höhlenmalereien drücken unsere zutiefst urtümliche Naturverbundenheit aus.

Die Erklärung hierfür ist nicht überraschend: Mensch und Tier waren eine Schicksalsgemeinschaft; und das lange, bevor sich unsere urzeitlichen Cousins zum heutigen Menschen entwickelten. Nur mit Hilfe der Tiere konnten die ersten Frühmenschen überleben, und manche Tiere lernten, als sogenannte Kulturfolger, die menschliche Nähe zu schätzen und für sich zu nutzen.

Tiere als Motor der menschlichen Kultur

Auf der Reise zu den Ursprüngen der Mensch-Tier-Beziehung stellt man fest, dass es vom Beginn der menschlichen Zivilisation bis heute nur ein kleiner Schritt in der menschlichen Evolu-

tionsgeschichte ist. Die Strecke, die man von heute aus betrachtet zu den Anfängen der ersten Städte vor fünftausend Jahren zurücklegt, beträgt kaum mehr als ein Millionstel der Gesamtstrecke, die Mensch und Tier zusammen in Savanne, Steppe und Tundra gelebt haben. Das entspricht gerade einmal der aberwitzig kleinen Distanz von ein bis zwei Zentimetern auf einer Strecke eines ganzen Kilometers.

Es ist ganz offensichtlich, dass eine enge Beziehung zu Tieren für unsere Vorfahren überlebensnotwendig war. Man kann sogar noch einen Schritt weitergehen und behaupten, dass der *Homo sapiens* ohne seine Tierkumpane wohl nie so weit gekommen wäre. Hätte es die Ahnen unserer Hunde, Katzen, Pferde, Schafe und Rinder nicht gegeben, hätte die Menschheit wohl gar keine Zivilisation oder gar höhere Intelligenz entwickeln können. Denn erst die Tiere in unserer Nähe haben uns zum Menschen gemacht. Die Tierwelt animierte unsere Vorfahren zu etwas, was die Evolution bis dato noch nicht in diesem Maße hervorgebracht hatte: die Entwicklung von Werkzeugen, Empathie, Sprache und Kultur.

Was sich nach einer steilen These anhört, ist in der Wissenschaft unumstritten. Vor gut 2,6 Millionen Jahren lernten die Frühmenschen im heutigen Äthiopien, die ersten Steinwerkzeuge herzustellen und damit wilde Tiere zu jagen. Aber mehr noch: Der Mensch hat durch den engen Kontakt mit Tieren gelernt, die Gewohnheiten von Fleischfressern sowie Beutetieren genau zu beobachten und deren Verhalten vorherzusagen. Erst diese spezielle menschliche Fähigkeit, die Anfänge der Empathie, hat es unseren Vorfahren ermöglicht, ihren Nahrungskonkurrenten beim Jagen einen kleinen, aber entscheidenden Schritt voraus zu sein.

Damit war ein wesentlicher Entwicklungssprung möglich.

Pat Shipman ist Professorin für Anthropologie an der Penn State University und vertritt die These, dass es die frühen Menschen als Vegetarier zu nicht viel hätten bringen können². Letztlich hätten nämlich die Nährstoffe aus dem Fleisch der Beutetiere unsere Gehirnentwicklung auf Trab gebracht. Das Fett, das dabei im Körper gelagert wurde, hat lange genug vorgehalten, damit die Fleischesser zwischen zwei Mahlzeiten eine enorm wichtige Ressource zur Verfügung hatten: Zeit. Und sie wussten diese offensichtlich zu nutzen. Zur Herstellung immer besserer Werkzeuge und Erschließung weiterer Nahrungsquellen, zum Lernen, für Zwischenmenschliches und um darüber nachzudenken, was in den Köpfen anderer Lebewesen vorging. Manche Forscher sind sich inzwischen sogar sicher, dass hier auch die Ursprünge der Religion liegen müssen. Die Verbindung Mensch und Tier geht jedenfalls weit über Begriffe wie Fleisch, Wolle, Milch und Kameradschaft hinaus.

Die neolithische Revolution

Überall auf unserem Globus leben die Menschen mit Tieren zusammen. Dies ist evolutionsbiologisch auf den ersten Blick erst einmal nicht besonders sinnvoll, oft sogar nachteilig. Kein anderes Säugetier nimmt sich einer anderen Art an. Oder haben Sie schon einmal einen Dachs gesehen, der sich um einen Hasen sorgt, oder Löwen, die sich um ein Giraffenbaby kümmern? Fürsorge kostet Kraft und Energie, was zu Lasten des eigenen Nachwuchses geht. Der Nutzen wird erst auf den zweiten Blick sichtbar, meint Shipman. Sie beschreibt, dass das enge Verhältnis zu Tieren der menschlichen Evolution noch zu weiteren wichtigen Entwicklungssprüngen verholfen habe. Ein solch entscheidender Meilenstein war erreicht, als es den Menschen gelang,

Tiere gefügig und folgsam zu machen. Mit diesem in der Fachwelt als »Neolithische Revolution« bezeichneten Entwicklungsschritt begann die erfolgreichste Ära der Menschheit. Dieser Erfolg baute letztlich auf gezähmten, domestizierten, gezüchteten und in der Nähe der eigenen Behausung gehaltenen Tieren auf. Gleichwohl war auch die Domestikation, also die Haustierwerdung, sehr wahrscheinlich kein einseitig angestoßener Prozess. Schon vor ungefähr 30.000 Jahren schlossen sich beispielsweise Wölfe unseren Vorfahren an.

Ein großes Geheimnis der Paläoanthropologie ist die noch ungelöste Frage: Wann genau begann der erste Mensch zu sprechen? Die Antwort auf diese Frage gehört zugegebenermaßen eher ins Reich der Spekulation. Doch es gibt allen Grund anzunehmen, dass Tiere auch die Entwicklung unserer Sprache wesentlich beeinflusst haben. Pat Shipman ist sich da ganz sicher, die Gespräche unserer prähistorischen Vorfahren handelten von Tieren. Sie waren kompliziert zu verstehen, gefährlich und aufregend. Um sich darüber austauschen zu können, mussten unserer Vorfahren die simple Signalsprache ihrer äffischen Verwandtschaft weiterentwickeln. Tiere »forderten« also von den Urzeitmenschen geradezu, dass sie über sie sprechen konnten. Und vom Beginn der Sprache ist es aus evolutionärer Sicht nur noch ein kleiner Sprung zur Domestikation von Hund, Katze und Pferd.

Die Domestikation setzte voraus, dass die Frühmenschen nach und nach gelernt hatten, Ausdruck, Interessen, Gefühle und Empfindungen von Tieren zu deuten. Dadurch konnten sie enträtseln, welche Bedeutungen bestimmte Begebenheiten für Tiere besitzen und welche Absichten diese damit verfolgten. Jeder, der schon mal mit wilden Tieren zu tun hatte, weiß, wie wichtig es für das Überleben sein kann, sich in das Gegenüber einfühlen

und die Welt mit anderen Augen sehen zu können. Es dürfte also nicht von Nachteil gewesen sein, wenn man über etwas Empathie verfügte. Archäologischen Funden zufolge ist diese Fähigkeit wahrscheinlich vor 10.000 bis 50.000 Jahren entstanden. Die Altertumsforscher schließen dies aus Gräbern von Frühmenschen, die ohne Hilfe anderer nicht überlebt hätten³. Diese neue Denkfähigkeit ermöglichte unseren Vorfahren nicht nur, sich immer besser über Tiere auszutauschen, sondern fast noch wichtiger: das Verhalten von Tieren vorherzusagen und dieses sogar in eine gewünschte Richtung zu lenken. Zu wissen, was der andere möglicherweise denkt und vorauszuahnen, was er tun wird, gilt heute als der wohl wichtigste Motor in der Entwicklungsgeschichte des Menschen. Es war ein entscheidender Vorteil, dass manche Menschen nun erraten konnten, in welche Richtung ein Beutetier gehen würde oder wie sie es anlocken könnten. Stellen Sie sich vor, ein Frühmensch beobachtete zufällig, wie ein Hirsch mit Genuss ein paar Wurzeln verspeiste, und: Er konnte sich in den Hirsch hineinversetzen. Dann war es ein Leichtes für ihn, das Tier mit ein paar dieser Wurzeln an einen bestimmten Ort zu locken. Man kann vermuten, dass nicht allein der aufrechte Gang oder der Gebrauch von Werkzeugen den Menschen smart machte, sondern die Fähigkeit, sich einfühlen zu können und Einsichten über die Erwartungen der Mitbewesen zu bilden.⁴

Auch viele Tiere nutzten den Vorteil, welcher die Gegenwart von Menschen ihnen bot. Es waren Zivilisationsfolger, sogenannte »Kommensalen«, zu Deutsch: »Tischgenossen«. Gemeint ist damit, dass Tiere die vom Menschen angelegten Lebensräume nutzten, um leichter an Nahrung zu gelangen. Hierzu mussten die Tiere etwas Entscheidendes lernen, nämlich den Sinn einer Geste oder den Klang einer Stimme in ihrer emotionalen Bedeutung zu entschlüsseln und sich entsprechend zu

verhalten. Nur so konnten sie einschätzen, ob Menschen gefährlich oder ungefährlich waren. Mensch und Tier haben also voneinander gelernt und sich gegenseitig beeinflusst.

Emotional verbunden

Letztlich werden wir nie genau erfahren, wann unsere Vorfahren begannen, Tiere nicht nur als Jagdhelfer, Haushüter, Transportmittel oder Nahrung zu sehen, sondern erstmalig eine persönliche Beziehung zu einem Tier eingingen. Wahrscheinlich ist eher, dass manche Tierarten über viele Jahrtausende gleichzeitig eine Nutzfunktion und eine emotionale Bedeutung besaßen.

So berichtet John Bradshaw, ein bekannter britischer Anthrozoologe, also ein Wissenschaftler, welcher sich mit der Mensch-Tier-Beziehung beschäftigt, über seltsame Gebräuche bei den Awa Guaja⁵. Sie leben noch heute im Bundesstaat Maranhão im Nordosten Brasiliens als nomadisches Jäger- und Sammlervolk. Die Awa Guaja schotten sich bewusst von der Zivilisation ab und erlauben uns daher einen verhältnismäßig guten Einblick in das prähistorische Leben. Bei den Awa Guaja machen die Männer Jagd auf Affen. Töten sie dabei die Mütter von Affenbabys, dann nehmen sie die Kleinen aus der Wildnis mit ins Dorf. Die kleinen Äffchen werden dann von den Frauen gestillt, mit vorgekauter Nahrung gefüttert und schließlich mit Früchten und Nüssen versorgt. Während wilde Affen eine gefragte Spezialität sind, werden die Hausaffen niemals gegessen. Sie erhalten vielmehr einen ähnlichen Status wie die Kinder im Dorf. Jungs spielen mit ihnen, und ältere Mädchen werden angehalten, sie zu versorgen. Die Awa Guaja machen also einen großen Unterschied zwischen gejagten Affen und ihren Hausaffen.

Und wahrscheinlich war dies auch bei unseren urzeitlichen

Vorfahren so. Praktischer Nutzen und emotionale Verbundenheit existierten gleichzeitig, waren abhängig vom kulturellen Kontext, der jeweiligen Vorliebe für eine bestimmte Tierart und dem individuellen Tier. Schon damals muss es so gewesen sein – nicht anders als heute –, dass das eigene Tier das netteste, freundlichste und überhaupt das tollste ist. Es ist kaum vorstellbar, dass die prähistorischen Gemeinschaften Tierbabys fütterten und umsorgten, ohne dass eine tiefe emotionale Verbundenheit dabei entstand. Wahrscheinlich hat das Verhalten spirituelle Wurzeln: Die Sorge um den Nachwuchs stiftet Versöhnung mit dem Geist der getöteten Mutter. In der Spiritualität liegt, so der Biologe Kurt Kotrschal, höchstwahrscheinlich auch die Wurzel all unserer Tierbeziehungen – und damit umgekehrt die Wurzel des Menschseins.

In sehr alten Kulturen herrschte eine spezielle Frühform der Religion: der Animismus. Tiere galten als heilig und als Individuen, die eine Seele besitzen. Heiler und Zauberer nahmen, um ihre Aufgaben erfüllen zu können, den Geist eines Tieres an. Hatten sich die Schamanen in das gewählte Tier verwandelt, dann konnten sie sich so bewegen wie das Tier, die Welt mit seinen Augen sehen und sich vom eigenen Körper befreien. Dies erlaubte ihnen, die Zukunft vorherzusagen, Ratgeber für die Jagd zu sein. Aufgrund des Zugangs zur Welt der Tiere waren die Priester und Mediziner auch fähig zur geistigen, spirituellen und körperlichen Reinigung.

Die Mayas zum Beispiel glaubten, dass jeder Mensch einen tierischen Schutzgeist besitzen würde, und dieses Tier sei jeweils mit einem Menschen so eng verbunden, dass Tod oder Verwundung immer beide treffe. Nur Schamanen, welche die Seele eines noch mächtigeren Tieres angenommen hatten, waren dann in der Lage zu heilen.

Genetische Untersuchungen aus den letzten Jahren zeigen, dass die Co-Evolution zwischen Mensch und Hund vor 30.000 bis 40.000 Jahren begonnen haben muss. Und vieles deutet darauf hin, dass der Hund schon zu Beginn der Domestizierung der beste Freund des Menschen war und auch als solcher behandelt wurde.

Laut einer 2018 im »Journal of Archaeological Science« veröffentlichten Studie ist es wahrscheinlich, dass sich schon vor 14.000 Jahren prähistorische Menschen wochenlang um einen kranken Welpen kümmerten, bevor er starb.⁶ Man kann deshalb annehmen, dass die paläolithischen Menschen bei ihren Hunden nicht nur den Nutzen sahen. Sie hatten – wenn nicht alle Zeichen trügen – bereits eine starke emotionale Bindung zu ihren Tieren. Hunde wurden schon damals als Haustiere betrachtet und auch so behandelt – also eher zum Vergnügen gehalten als aus Notwendigkeit. Während seiner Krankheit hatte der Welpen keinerlei Nutzen für seine Besitzer, und dennoch sorgten sie für ihn, was darauf schließen lässt, dass die Menschen von Mitgefühl oder Empathie motiviert wurden. In anderen Worten: Sie hatten eine emotionale Bindung.

In Europa finden sich aus dieser Zeit sogar Gräber, in denen Menschen und ihre Hunde gemeinsam begraben wurden. Ob sie nun als Schutz bei der Reise in die Totenwelt dienen sollten oder als treue Kumpane dem Grab beigelegt wurden, werden wir wohl nie erfahren. Doch die Lage der Skelette von Mensch und Hund in vielen Gräbern weist auf eine tiefe und innige Beziehung hin. So war in einem Grab am Oberlauf des Jordans die Hand des Toten sorgfältig auf die Schulter eines Welpen gelegt worden – symbolisch für eine innige Umarmung.

Auch Ausgrabungen am sibirischen Baikalsee, dem tiefsten Süßwassersee der Welt, weisen in diese Richtung. Dort wurden

vor 5.000 bis 8.000 Jahren Hunde neben Menschen sorgfältig bestattet, oft wurden sie mit Halsbändern dekoriert oder ihnen andere Gegenstände wie Löffel oder Tassen mitgegeben – Hinweise, dass die Menschen annahmen, ihre Seelen lebten nach dem Tod weiter. In einem Grab fand man sogar einen Mann mit seinen beiden Hunden, einer auf jeder Seite. Chemische Analysen ergaben zudem, dass Menschen und Hunde vom Baikalsee sich die Nahrungsmittel teilten.

Sehr viel später, um 700 v. Chr., in Homers Epos »Odyssee«, erkennt Argos, der Hund des Odysseus, seinen Herren auch nach 20 Jahren der Trennung als Erster wieder. Obwohl dieser zerschissen als Bettler daherkommt, ist die enge Verbindung der beiden ungebrochen – was Odysseus zu Tränen rührt. Es gibt also schon sehr früh Hinweise, dass die Menschen zu allen Zeiten ihre Hunde genauso liebten und genauso für sie sorgten, wie wir dies heute tun.

Eine heilsame Wirkung von Hunden wurde erstmals in Ägypten und Indien sichtbar. Dort bezeugen Kunstgegenstände aus der Zeit um 3000 v. Chr. die Idee, Hunde stellvertretend für eine unbekannte Kraft oder Energie oder ein nicht erklärbares Phänomen zu sehen. So sollte der Hund die Reise in die Unterwelt begleiten und helfen, die reinen Seelen zu schützen, indem er die Geister bekämpft, welche diese nach deren Tod in Besitz nehmen wollen. Die Parsen in Indien legten Hunde vor Sterbende, sodass ihre Augen im Augenblick des Todes in die unschuldigen Augen des Tieres schauen konnten. Im antiken Griechenland wurde Hunden zugeschrieben, dass sie Krankheiten gleichsam aufnehmen könnten. Dazu wurden Hunde zu Kranken ins Bett gelegt, durch den körperlichen Kontakt sollte die Krankheit dann auf das Tier übergehen.

Anders als bei Hunden ist über die gemeinsame Vergangen-

heit von Menschen und Katzen nur wenig bekannt. Dass Katzen schon lange bei Menschen gelebt haben, bezeugen beispielsweise Funde aus China. Bei der Ausgrabung einer neolithischen Siedlung fanden die Archäologen die Überreste zweier Katzen, die dort offenbar schon vor rund 7000 Jahren friedlich unter Menschen lebten. Der Fund stammt, ein interessanter Fakt, aus einer sesshaften Agrargesellschaft, was ein Indiz dafür ist, dass Mensch und Katze sich annäherten, als die Menschen sich an einem Ort niederließen, begannen, Landwirtschaft zu betreiben und in größeren Mengen Getreide zu lagern. Man brauchte die Katze wohl dringend, um Mäuse und Ratten fernzuhalten.

Die Samtpfoten standen später im alten Ägypten symbolisch für ein langes Leben, Glück und Gesundheit. Frühe Gottheiten besaßen katzenähnliche Eigenschaften oder wurden von Katzen beschützt. Bastet, die Katzengöttin, Tochter des Sonnengottes Re, wurde als Göttin der Fruchtbarkeit verehrt. Meist wurde sie als halb Mensch und halb Katze dargestellt. Auch bei den Germanen und bis ins frühe Mittelalter galt die Katze als Symbol der Fruchtbarkeit. Sie war hochgeschätzt. Im 13. Jahrhundert wendete sich das Blatt allerdings schlagartig, und Katzen wurden mit dunklen Mächten in Verbindung gebracht. Nun glaubten die Menschen, die Katze verbreite die Pest, und des Ketzers Tun und Handeln gleiche dem der Katzen. Katzen wurden erhängt, gekreuzigt oder wie Hexen auf dem Scheiterhaufen verbrannt – fast wären sie dabei in Mitteleuropa ausgerottet worden.

Wann genau Pferde zum treuen Freund des Menschen wurden, verliert sich ebenfalls in der Dunkelheit der Geschichte. Diese Freundschaft begann wahrscheinlich schon vor über 100.000 Jahren, aber erst vor etwa 5500 Jahren wurden erste Pferde in der eurasischen Steppe domestiziert. Bald setzte sich

der Mensch in den Kopf, ausgerechnet diese leicht zu verschreckenden Fluchttiere zu seinen Helfern in Schlachten und Feldzügen zu machen. Der Pakt zwischen Homo sapiens und dem Hauspferd sah aber noch weitere Jobs für die Vierbeiner vor: Feldarbeiter, Beförderer, Fleisch – und sogar Milchlieferant. Nach und nach wurden Pferde gezielt auf Merkmale hin gezüchtet, die sie noch nützlicher für den Menschen machen sollten, ihr Siegeszug als Reittier begann. Bei dem Volk der Skythen, die als Nomaden während des ersten Jahrtausends vor Christus in der eurasischen Steppe lebten, wurden den Herrschern sogar prächtige Hengste mit ins Grab gelegt. Die Skythen waren überaus versierte Reiter, echte »Pferdemenschen«, wie man heute sagen würde.

Das Pferd ist auch in der griechischen Mythologie eng mit den Göttern verbunden. Die Zentauren, halb Mann, halb Hengst, galten als wilde, ungestüme Gesellen, die streitlustig und brutal waren. In Form des Sternbilds Schütze wurden sie für alle Zeiten unsterblich. Ein weiterer mystischer Vierbeiner hat ebenfalls seinen Ursprung in der griechischen Sagenwelt: Pegasus, das geflügelte Pferd, das Symbol für Unsterblichkeit. Und bei den Indogermanen war das Pferd sogar das wertvollste Opfertier, dessen Kopf als göttlich galt. An einen Baum gehängt oder genagelt stand der Kopf im Ruf, weissagen zu können. Später sollten gekreuzte Pferdeköpfe aus Holz, die man an Dachgiebeln anbrachte, Unheil und Böses wie Sturm, Blitzschlag oder Überfälle abhalten. Dieses Schutzsymbol findet sich übrigens noch heute als das Logo einer weithin bekannten Bankengruppe.

Schuldig im Sinne der Anklage

Im menschlichen Leben waren Tiere bis vor wenigen Jahrhunderten nahezu überall präsent. Im Mittelalter zum Beispiel erwiesen sich besonders Hunde und Schweine als effektive Müllschlucker – ein Umstand, der dem französischen König Louis VI., genannt der Dicke, einigen Kummer bereiten sollte. Als sein Sohn im Jahr 1131 durch Paris ritt, scheute sein Pferd vor einem Schwein, das sich gerade am Abfall labte. Der junge Mann stürzte und brach sich das Genick. Von Trauer ergriffen beschied Ludwig daraufhin, dass Hunden und Schweinen die Müllentsorgung fürderhin verboten sei. Die Folge: Der Unrat stapelte sich in den Straßen, und Seuchen griffen um sich.

Wenn man genau hinschaut, war die gesamte Entwicklung der menschlichen Kultur und des menschlichen Denkens so eng mit Tieren verbunden, dass es den Menschen kaum möglich war, eine andere als eine sehr vermenschlichte Vorstellung von Tieren zu entwickeln. Die Folge: Tiere waren Mitglieder der mittelalterlichen Rechtsgemeinschaft und konnten vor Gericht sowohl als Zeugen auftreten als auch als Täter verurteilt werden. Und so kam es damals auch immer wieder zu spektakulären Gerichtsprozessen gegen Tiere. Dazu gehört ein 1386 in Frankreich stattgefundenes Verfahren. Es endete damit, dass ein staatlicher Henker ein Schwein an den Galgen brachte, weil es einen drei Monate alten Säugling mit einem Biss getötet haben sollte. Der Prozess ist als das »Tribunal von Falaise« bekannt. In der Kirche des kleinen westfranzösischen Dorfes zeigt ein Wandgemälde das Schwein kurz vor der Hinrichtung, den Strick schon um den Hals und mit Jacke und Hose bekleidet.

Solche Tierprozesse geschahen aus einem Mischmasch aus

Aberglauben, alttestamentarischen Geboten und der damaligen Philosophie des »Auge um Auge, Zahn um Zahn«: Geschah Unrecht, so musste dieses ausgeglichen werden, »um den Kosmos wieder auszubalancieren«, erläutert der Philosoph Justin Smith. Der Tod der Tiere habe den »Makel des Verbrechens« getilgt. Auch gab es damals noch keine so feste Grenze zwischen Tier und Mensch, und es war vollkommen akzeptiert, Tieren eine Seele zuzubilligen, und wer eine Seele besaß, dem wurde auch absichtliches Handeln unterstellt.

Dass ein tier dem herze wôl macht

Obwohl es über die heilsame Wirkung von Tieren im frühen Mittelalter nur wenige anekdotische Aufzeichnungen gibt – meist sind es Aphorismen, kurze Sprüche oder Ähnliches –, können wir erahnen, dass einige helllichtige Menschen schon damals die Bedeutung der Mensch-Tier Beziehung auch für unsere Gesundheit erkannt haben.

»Dass das tier dem herze wôl macht« wusste schon Walter von der Vogelweide. Und die Naturheilkundlerin Hildegard von Bingen sprach schon im 12. Jahrhundert von *viriditas*, eine von ihr aus dem lateinischen Begriff für »grün« abgeleitete Wortneuschöpfung, die mit »Grünkraft« übersetzt werden kann. Darunter verstand sie eine Kraft der Natur, die sich dem Menschen anbietet und die im Bemühen um körperliche und psychische Heilung wirksam werden kann, wenn man weiß, wie man sie einsetzt. Unsere Beziehung zur Natur, so Hildegard von Bingen, hilft uns, dieser Kraft inne zu werden. Die Urgroßmutter der Naturheilkunde beobachtete aber nicht nur den positiven Einfluss der Natur an sich, sondern auch besonders die Wirkung von Tieren auf uns Menschen. Und so wird ihr heute der Spruch zuge-